

Predigt am 20.01.2013 (2. Sonntag Lj C): Joh 2,1-11

Ins Offene

I. „*Einer fährt zurück in die Gegend seiner Kindheit, weil seine Mutter im Sterben liegt. Mit den Bildern der Landschaft kehren Erinnerungen wieder, in denen Wut und Sehnsucht manchmal kaum auseinander zu halten sind. Obwohl die letzten Wochen mit der Mutter einen Frieden herstellen sollen, wie er nie gewesen ist, dauern die halb offenen, halb unterschwelligen Kämpfe zwischen den beiden an. Aber gerade weil sich die erhoffte Harmonie nicht einstellen will, nehmen Mutter und Sohn mit einer Wahrhaftigkeit voneinander Abschied, die am Ende etwas Lichtes und Leichtes besitzt.*“ So steht es im Klappentext des Roman-Debüts von **Karl-Heinz Ott**, nach dessen Lektüre und unter dessen Eindruck ich das heutige Evangelium von einer ganz ungewohnten Seite her gelesen habe. „**Ins Offene**“ heißt dieser kleine Roman, dessen Stil und Sprachkraft mich fasziniert haben, auch wenn der düstere kirchlich-katholische (oberschwäbische) Hintergrund mir nicht ganz geheuer ist. An einer Stelle heißt es jedenfalls:

„*Jetzt verabschiedet sich Mutter aus den Kampfhandlungen, die unser Leben, das wir gegen einander führen, bestimmen. Manchmal empfinde ich ihr bloßes Dasein als Zumutung und sehne mich, wenn die eingeschnürte Seele unter ihrer Macht kaum atmen zu können glaubt, nach ihrem Tod.*“

Kurzum: Es geht um das schwierige, schicksalhafte Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, von dem, fast nebenbei, auch im eben gehörten Evangelium die Rede ist: „*Was willst du von mir Frau?*“ Nicht einmal „Mutter“ sagt Jesus zu Maria – und wir ahnen, wie kompliziert und konfliktreich es für Maria und Jesus gewesen sein muss, dass aus dem „Muttersöhnchen“ der Sohn, noch dazu der göttliche Sohn geworden ist. Wir haben es hier mit der johanneischen Variante der bei Lukas überlieferten Konfliktgeschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel zu tun. „*Seine Mutter sagte zu ihm: Kind, wie konntest du uns das nur antun? Dein Vater und deine Mutter haben dich voller Angst gesucht. Er aber sagte zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?*“ (2,48)

Was hier zwischen Mutter und Sohn geschieht, kann nur den verwundern, der die beteiligten Personen für „heilig“ im Sinne von weltenthoben hält. Auf der rein menschlichen Ebene, die wir niemals vernachlässigen dürfen, spielt sich hier etwas völlig Normales ab: Eine Mutter will etwas von ihrem Sohn, aber der blockiert. Das ist eine alltägliche, für einen heranwachsenden und im heutigen Evangelium zum erwachsenen Mann gewordenen Sohn geradezu notwendige Abgrenzung und Abwehr. Im Sinne seiner Reifung und erst recht in seinem (bei der Taufe im Jordan) erwachten Selbst- und Sendungsbewusstsein, „muss“ Jesus sich von seiner geliebten Mutter distanzieren und von allem, was sie für ihn verkörpert: von ihrer Behütung und Sorge. Die harten Worte der Abwehr bei der Hochzeit zu Kana sind aus dieser notwendigen Abgrenzung heraus zu verstehen: Ich muss tun, was meine Angelegenheit, mein Auftrag ist, und nicht, was Du Mutter – so gut Du es auch meinst – von mir getan haben willst.

II. Die Souveränität und die himmlische Geduld, mit der Maria diese Abfuhr annimmt, kann man nur bewundern! Die Wundergeschichte erwähnt schließlich nichts davon, dass sie verletzt, gekränkt oder auch nur verstimmt gewesen wäre und damit die ohnehin ins Wanken geratene Atmosphäre des Hochzeitsfestes zusätzlich beeinträchtigt hätte. Sie überlässt den Sohn sich selbst, denn das wollte dieser doch ganz eindeutig. Maria vertraut offensichtlich darauf, dass er schon das Richtige tun

wird: „*Was er euch sagt, das tut!*“ Die Mutter Jesu verhält sich im Sinne der sog. schwachen Autorität, die keinen Zwang oder Druck ausübt, aber ein Modell abgibt. Sie handelt spontan solidarisch mit dem Hochzeitspaar und seinen Gästen – und erreicht ja tatsächlich, dass ihr Sohn diesen aus der Verlegenheit hilft: „*Sie haben keinen Wein mehr!*“ Ein beinahe humorvoller Zug in dieser Geschichte ist, dass zwischen der Abgrenzung des Sohnes von der Mutter und seinem Tun dessen, was sie sich gewünscht hatte, überhaupt keine Zeit zu verstreichen scheint. Gerade ergeht Jesu Grundsatzerkklärung: „*Meine Stunde ist noch nicht gekommen!*“ – und schon ist sie da „seine Stunde“, in der er das Weinwunder wirkt. Hauptsache er hat klar gestellt und seiner Mutter klar gemacht, dass er aus eigenem, göttlichen Antrieb handeln muss und nicht, um auf ihren menschlichen Wunsch hin seine Bedeutung, seine übermenschliche Macht zu beweisen.

Vielen Eltern wird das von der Auseinandersetzung und den Ablösungsprozessen ihrer Kinder bekannt vorkommen. Bei Jesus lässt sich eine menschlich nicht selbstverständliche Freiheit erkennen, nämlich die innere Freiheit, nicht in der Abwehr oder gar in der Konfrontation mit der Mutter zu verharren, sondern sich das mütterliche Modell intuitiver, spontaner Hilfsbereitschaft zu eigen zu machen. Für die Mutter ist nur wichtig, dass geschieht, was geschehen muss: Das Hochzeitsfest wird durch das wunderbare Eingreifen ihres Sohnes gerettet. Sie aber tritt ganz zurück und bleibt die demütige Magd des Herrn.

III. Schade, dass unsere Perikope den Schlussvers weggelassen hat, um nicht zu sagen: verschweigt. Es fehlt nämlich der Schluss dieses Abschnittes: „*Danach zog Jesus mit seiner Mutter, seinen Brüdern und seinen Jüngern nach Kapharnaum hinab. Dort blieben sie einige Zeit.*“ Wenn man dies ausblendet, verschwindet die Mutter des Herrn spurlos aus dem Geschehen, das ja mit der ausdrücklichen Erwähnung ihrer Teilnahme an diesem Hochzeitsfest und ihrer einfühlsamen Intervention geradezu begonnen hat. Diesen Vers (Joh 2,12) einfach wegzulassen ist m.E. unbedacht, ja ungerecht! Das vierte Evangelium bestätigt doch an dieser Stelle, dass Jesus bei seiner Mutter und Maria bei ihrem Sohn geblieben ist, ja dass sie mit seinen Jüngern in seine Nachfolge eingetreten ist. Die zunächst unerklärliche Abweisung zielte jedenfalls nicht auf die Herabsetzung seiner Mutter und führte auch nicht zu einem dauerhaften Zerwürfnis zwischen Mutter und Sohn. Vielmehr geht es nach der Verwandlung des Wassers in Wein um die Verwandlung seiner familiären Bindung in die neue Familie derer, von der es an anderer Stelle im Evangelium heißt: „*Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden. ER aber erwiderte Ihnen: Wer ist meine Mutter und er sind meine Brüder? Und er streckte seine Hand über seine Jünger aus und sprach: Das hier sind meine Mutter und meine Brüder. Denn wer den Willen meines himmlischen Vaters erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter.*“ (Mt 12, 46-50)

Der unvergessene verstorbene Bischof von Aachen **Klaus Hemmerle** hat uns mit einem seiner berühmten Wortspiele eine herr-liche, frau-liche Deklination von Marias Wort an die damaligen und heutigen Diener geschenkt:

„**Was ER euch sagt, das tut!**
Was er Euch tut, das sagt!
Was er Euch gibt, das nehmt!
Was er Euch nimmt, das gebt!“